

STADT. LAND. FLUCHT.

Holger Reichard und
Karsten Weyershausen

Kuhmist oder Kohlenmonoxid?
Auf der Suche nach dem
idealen Leben

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF



HOLGER REICHARD | KARSTEN WEYERSHAUSEN

STADT.
LAND.
FLUCHT.

KUHMIT ODER KOHLENMONOXID?
AUF DER SUCHE NACH
DEM IDEALEN LEBEN

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF



INHALT

VORWORT: KUHMIT ODER KOHLENMONOXID	7
1. VOM SCHNELLEN ENDE ALLER GUTEN VORSÄTZE	11
Kennt man eine Fichte, kennt man alle – Größenverhältnisse – Der Wunderbauer – Töricht und von Sinnen – Anonym im Ameisenhaufen	
2. SOMMERNÄCHTS-SEKKOMÖDIEN	67
Pippi, mon amour (oder: Warum alle interessanten Frauen in der Stadt wohnen) – Kreativ in der Einöde – Tarzan im Großstadtdschungel – Besoffen unter der Dorfeiche – Urbaner Lifestyle – Im Land der Mortadellabäume	
3. ZWISCHEN MIST- UND STERNENHAUFEN	125
Die Geschichte vom ewigen Fußgänger – Der Sternenhimmel – Vom Ankommen und Weggehen – Think Big! – Verrückt in Berlin – Landverschickung	
4. GIBT ES EIN LEBEN NACH DEM WEIHNACHTSMÄRK?	181
Vereinsleben und -sterben – Diese verdammte Ruhebedürftigkeit! – Flora, Fauna, Friedenstänze – Von Menschen und Bäumen – Wir sind dann mal weg	

»MÄN SOLLTE DIE STÄDTE AUF DEM
LÄNDE BAUEN, DÄ IST DIE LUFT BESSER.«

HENRI BONAVENTURE MONNIER

VORWORT

KUHMIST ODER KOHLENMONOXID

Es ist für mich immer eine ganz besondere Freude, wenn mein Kollege Herr Weyershausen seine Zeichenstifte aus der untersten Schublade holt und sich an bekannten Kunstwerken vergreift. Dieses Mal hat er sich an *American Gothic* vergangen, ein ebenso berühmtes wie viel zitiertes Gemälde von Grant Wood aus dem Jahr 1930, das heute im Art Institute of Chicago bewundert werden kann. Es zeigt einen älteren Bauern und seine Tochter. Im Hintergrund ist ein weißes neugotisches Holzhaus zu sehen.

Das Holzhaus ziert auch die *American Gothic*-Version von Herrn Weyershausen. Nur die Figuren hat er ausgetauscht. Den Bauern hat er durch mich ersetzt, die Position der Bauerntochter hat er selbst eingenommen. Ein seltsames Paar. Jack Lemmon und Walter Matthau. Stan Laurel und Oliver Hardy. Oder vielleicht nur Fix und Foxi. Zwei Kerle in unterschiedlichen Hosen. Ich halte wie beim Original eine Heugabel in der Hand und trage außerdem eine Bauernmütze. Herr Weyershausen hat sich mit Krawatte, fettem Smartphone und *Coffee to go* ausstaffiert. Es war der erste Cover-Entwurf für das hier vorliegende Buch.

Heugabel, Bauernmütze, Smartphone, Krawatte und der Kaffee für unterwegs sind als Sinnbilder gedacht, die das Thema unseres

Buches verdeutlichen und dramatisieren sollen: das Leben auf dem Lande oder in der Stadt. Kuhmist oder Kohlenmonoxid. Tatsächlich ist Herr Weyershausen eher dem Kohlenmonoxid zugeneigt, wohingegen ich gern ... na ja, den Duft von Kuhmist inhaliere. Tatsache ist aber auch: Herr Weyershausen hasst Mobiltelefone, und eine Krawatte habe ich ihn noch nie tragen sehen. Ich selbst erwecke auf dem Buchcover mit meiner Bauernkluft und -mimik den Eindruck, als hätte ich gerade die erfolgreichste Rübenernte meines Lebens eingefahren, dabei habe ich mit Landwirtschaft so gut wie gar nichts am Hut. Insofern darf man das gesamte Bildzitat von Herrn Weyershausen eher als eine Metapher für die Komplexität verstehen, wenn es um die Frage geht, wo man sich besser aufgehoben fühlt: auf dem Lande oder in der Stadt. Es ist kompliziert.

Richtig ist: Herr Weyershausen erfreut sich immer wieder an der frischen Landluft, wenn ich ihn in den wärmeren Monaten des Jahres zum Grillen einlade und die Grillen, die in den Bäumen und Büschen sitzen, unsere nächtelangen Diskussionen um Sex und Drugs und Rosenkohl mit einem lauten, liebestollen Zirpkonzert begleiten. Herrn Weyershausen gefällt das. Er würde das aber nie zugeben und schon gar nicht auf die Idee kommen, deshalb aufs Land zu ziehen.

Richtig ist auch: Ich liebe das urbane Leben, die Streifzüge durch Restaurants und Kneipen großer deutscher Städte wie Berlin, Frankfurt, Hamburg, Köln oder Leipzig, in bestimmten Ausnahmefällen auch Hannover. Ich tendiere deshalb aber nicht dazu, meinen Hauptwohnsitz wieder in die Stadt zu verlegen, wie in der Zeit von 1987 bis 2004, sondern dort zu bleiben, wo ich ursprünglich herkomme, aufgewachsen bin und seit 2004 wieder uneingeschränkt das Zirpen und Quaken von Grillen und Fröschen genießen kann: auf dem Lande.

Ja, sie ist kompliziert, diese Entscheidung, wo man leben möchte, wo es sich besser leben lässt, wo man am wenigsten verpasst; eine Entscheidung, die vergleichbar ist mit anderen wichtigen Ent-

scheidungen, die wir treffen müssen, wie zum Beispiel ob ich mich binde oder nicht, ob ich heirate oder unverheiratet bleibe. Eiserne Junggesellen – aus freien oder weniger freien Stücken – vermischen nicht selten einen festen Beziehungspartner, wohingegen verheiratete Männer sich ein ums andere Mal ins Junggesellenleben zurückwünschen.

Es ist kompliziert. Und auch irgendwie verteufelt. Denn ganz gleich, welchen Lebensweg man einschlägt, welche Optionen man für sich wählt, ständig fehlt irgendetwas, ständig vermisst man irgendetwas. Dabei scheint es noch relativ einfach zu sein, Erklärungen zu finden, warum das alles so kompliziert ist.

Beginnen wir mit der Herkunft, die uns fürs Leben prägt und sich bei jedem von uns anders darstellt. Ich selbst bin wie gesagt auf dem Lande groß geworden, in einem knapp 450 Einwohner zählenden Ort im ehemaligen Zonenrandgebiet, wo die Hauptstraße lange Zeit den dicken Milchkühen vorbehalten war. Herr Weyershausen hingegen ist in einer Stadt groß geworden, die zumindest ansatzweise die Vorzüge des urbanen Lebens vermittelt.

Hinzu kommt: Wir unterscheiden uns alle in unserer Persönlichkeit. Da gibt es die kleingeistigen Typen, die schon vor Aufregung platzen, wenn der Nachrichtensprecher im Fernsehen die Krawatte wechselt; die mondänen Typen, die mit einem riesigen Offroader ihre Sonntagsbrötchen vom Bäcker holen; die stillen Typen, die für eine längere Konversation in den Keller gehen; die wilden Hengste, die nicht nur auf dem Lande die Sau rauslassen müssen; und jede Menge anderer Typen, die sich zwischen diesen Polen bewegen. Haben wir etwa alle die gleichen Ziele?

Nicht vergessen sollten wir die unterschiedlichen Lebensphasen, die wir alle in unterschiedlich starker Ausprägung durchwandern, wie zum Beispiel die Pubertät, die uns neugierig macht auf die große weite Welt; oder das Klimakterium, in dem wir uns oftmals überfordert fühlen und uns Ruhe und Distanz wünschen, um wieder einen Überblick zu bekommen.

Zu guter Letzt haben wir alle völlig verschiedene Lebenspläne, abhängig von unserem Umfeld, unseren Vorlieben, Vorurteilen und wirtschaftlichen Möglichkeiten. Cocktailparty oder Landfrühstück? Schaufensterbummel oder Waldspaziergang? Mietwohnung oder Hausbau? Online oder Offline? Woody Allen oder Alm-Öhi? Weyershausen oder Reichard? Gibt es überhaupt die ultimative Lösung oder nur die Wahl des geringsten Übels?

Dieses Buch soll helfen, für sich selbst die bestmögliche Entscheidung zu treffen. Denn in der Stadtwohnung gefangene Naturburschen und auf dem Lande festklebende Weltenbummler sind keine glücklichen Menschen, wie Herr Weyershausen und ich aus guter und weniger guter Erfahrung berichten können. *(hr)*

1.

VOM SCHNELLEN ENDE ALLER GUTEN VORSÄTZE

»DAS SCHÖNE AM FRÜHLING IST, DASS
ER IMMER DANN KOMMT, WENN MAN IHN
AM DRINGENDSTEN BRAUCHT.«

JEAN PAUL



STÄDTNOTIZEN LÄNDNOTIZEN



NEUJAHR 2005

Sonst war ich Silvester durchs Nachtleben gezogen, doch nun saß ich auf einem Dorf, bei meinem ältesten Freund und seinen Nachbarn im Partykeller und tat mein Bestes, um Wolle Petry zu überhören. Was mich am meisten überraschte: Ich hatte Spaß dabei. Um vier Uhr morgens hockten wir wie unzählige Male zuvor bei einer Flasche Jägermeister an der Theke und philosophierten über das Leben. Ein paar Tage vorher hatte mich meine Freundin verlassen, trotzdem war es alles in allem ein guter Jahreswechsel. Keine unverhofften Begegnungen, Zufälle, Exzesse, Unfälle oder Pleiten. Einfach ein Abend unter Freunden. Vielleicht würde das neue Jahr gar nicht so schlecht werden, dachte ich. Vor allem erfüllte mich ein Gefühl von Dankbarkeit, dass es Menschen gab, denen mein Wohlergehen am Herzen lag. Ich verstand plötzlich die Vorteile eines Lebens auf dem Lande, das Freundschaft und Familie in den Mittelpunkt rückt. Mir war auch klar, dass dies nur passieren konnte, weil ich im Moment angeschlagen war. Nächstes Jahr, wenn ich den Verlust halbwegs überwunden hatte, würde ich am Silvesterabend wieder durch die Nacht ziehen, die Clubs unsicher machen und das Abenteuer suchen, das ein Silvesterabend in der Stadt verspricht. (kw)



JANUAR 2013

Meine Familie und ich stehen mit selbst gebastelten gelb-blau-roten Fähnchen auf dem Bahnsteig und frieren uns bei gefühlt minus 20 Grad den Arsch ab. Aber gleich wird er eintreffen, der ICE »Hildegard von Bingen« aus Frankfurt am Main, und mit ihm Carlos Eduardo, unser Gastschüler aus Kolumbien. Ein ganzes Jahr lang wird er bei uns leben, und ich hoffe, er hat verstanden, worauf er sich einlässt, als ich ihm via Skype erklärte, dass wir nicht in Berlin, Hamburg oder München wohnen, sondern in einem ... Dorf. (hr)



JANUAR 1986

Die Temperaturen bewegen sich ein gutes Stück unter dem Gefrierpunkt. Wir laufen mit dem Ball von der einen Hälfte des Sportplatzes zur anderen und stoßen mit unserem Atem kleine graue Wölkchen in die frostige Januarluft. Auch unsere Nasen laufen. Der Rasen ist steinhart gefroren, bespielt sich weniger wie ein saftiges Wembley-Grün. Es ist eher so, als hätte man eine Tischtennisplatte unter den Füßen. Aber egal. Der Trainer rief in der Winterpause erstmals wieder zum Training. Rückrunden-Vorbereitung nennt man das. Nach knapp zwei Stunden ausführlichem Stretching, lockerem Ballgeschiebe, relativ sinnlosem Taktikgeschwafel und einem Testspiel zwischen den Angreifern und Verteidigern stehen wir endlich unter der heißen Dusche. Diese haben wir alle bitter nötig. Unsere Handgelenke und Ohrläppchen zeigen bereits die

ersten Erfrierungserscheinungen. Als ich mich im Umkleideraum wieder in meine Socken quäle, höre ich von den Teamkollegen, die noch unter der Dusche stehen und ihre Extremitäten auftauen, einen begeisterten Aufschrei: Angrillen! Jens, unserem Mittelstürmer, rutscht vor Überraschung die Seife aus den Händen.

»Was wollt ihr? Angrillen? Heute? Jetzt? Im Januar? Bei diesen Temperaturen? Habt ihr sie noch alle?«

»Klar!«, bekomme ich als Antwort. »Paul und Bernie fahren gleich rüber zum Schlachter und besorgen Grillfleisch.«

»Aber es ist Sonntag«, werfe ich ein, »der Schlachter hat zu.«

»Ach, den klingeln wir vom Sofa.«

Okay, denke ich mir. Warum nicht? Es wäre das früheste Angrillen, das ich je erlebt habe.

Nachdem wir uns alle in unsere dicken Winterjacken und Thermohosen gestopft haben, machen wir uns auf den Weg zu Uwe, unserem Torwart. Der Glückliche. Er war der Einzige, der bei diesen sibirischen Verhältnissen Handschuhe tragen durfte. In der Regel hält er für uns die Bälle. Jetzt steht er mit Pudelmütze vor seinem Gartengrill und versucht, die Holzkohle zum Glühen zu bringen. Nicht so leicht, bei der Eiskälte. Paul und Bernie kommen vom Schlachter zurück. Sie berichten von dem verwirrten Blick des Schlachters, als sie Würstchen und Grillfleisch von ihm verlangten. Hatte er frisch natürlich nicht vorrätig, nur tiefgefroren. Wir lachen. Eine Kühltruhe hätte er dafür an diesem Tag nicht benötigt.

Eine gute Stunde später ist das erste Grillgut fertig.

»Wer will 'ne Bratwurst?«, höre ich Uwe in die Runde schreien.

Die halbe Mannschaft antwortet: »Hier!«

»Dazu jetzt einen Glühwein«, sage ich.

»Glühwein gibt's nicht, du Weichei«, sagt Ulli, unser Rechtsaußen, und drückt mir eine Flasche Bier in die Hand.

Vorsichtig nehme ich einen ersten Schluck und bin froh, dass sich alkoholfreies Bier noch nicht so richtig durchgesetzt hat. Ohne Alkohol würde ich das Bier zu meiner Bratwurst lutschen können.

Doch was zählt, ist dieser besondere Moment. Es ist das früheste Angrillen, das ich je erlebt habe. Ach, was rede ich? Es ist das früheste Angrillen in der Geschichte der Menschheit. Rückrunden-Vorbereitung nennt man das, und ich bin dabei. (*hr*)



DEZEMBER 2007

Felix aus Hamburg ruft an und fragt, ob wir uns spontan auf ein Bier treffen können. Er ist wie jedes Jahr mit Frau und Kind bei seinen Eltern und muss dringend ein paar Stunden raus aus der familiären Idylle. Felix hat nach dem Studium genau das gemacht, was ich eigentlich immer predigte: abhauen nach Hamburg, um Karriere zu machen. Heute wohnt er dort in einer schicken Altbauwohnung in einem ebenso schicken Viertel. Ab und zu steht er bei der Post mit Heiner Bremer in der Warteschlange. Seine attraktive Frau ist Journalistin, und sein Sohn wird vermutlich später Bundeskanzler.

Trotz allem kann man sich auf seinen jährlichen Anruf verlassen. Auf die Frage, wieso er noch den Kontakt zu alten Freunden hält, sagte Arnold Schwarzenegger einmal: »Weil ich dann sehe, wie weit ich es gebracht habe.« Bei Felix verhält es sich wohl ähnlich.

Wir bestellen je einen White Russian und trinken auf »Donny«, wie immer. Als ich ihn das letzte Mal sah, verlangte er noch, ich solle mich endlich aufraffen und meine Koffer packen. Nur in einer Millionenstadt könne man es in Deutschland zu etwas bringen. Provinzstädte seien für Lahmärsche reserviert. Heute allerdings wirkt er nicht ganz so großspurig wie sonst. Der gut bezahlte Job ist öde, die Arbeitszeiten sind unmenschlich. Oft schlafe er vor dem Fernseher ein, neben dem Bett stapeln sich ungelesene Bücher. Sein Kind sieht er nur am Wochenende. Hanseatisches Flair, Geld

und Karriere scheinen also doch nicht automatisch glücklich zu machen. Als wir uns verabschieden, ist er noch immer deprimiert, ich dagegen bin seltsam euphorisch. Mit schlechtem Gewissen allerdings. (kw)

KENNT MAN EINE FICHTE, KENNT MAN ALLE



Der Harz hatte es meinen Eltern angetan. Jedes Jahr zur Sommerszeit konnte man damit rechnen, dass eine Wanderung durch den Harz auf dem Programm stand, denn ein regionales Busunternehmen bot Tagesfahrten nach seltsam klingenden Orten wie den Rabenklippen, Hahnenklee, Clausthal-Zellerfeld und Bad Lauterberg an. Diese kleinen Orte bestanden fast alle aus kleinen Fachwerkhäusern, kleinen Cafés und kleinen Souvenirläden. Groß waren hier lediglich die Preise. Von den Fachwerkhäusern sahen wir wenig, die meiste Zeit schienen wir durch die Wälder zu marschieren. Es waren Exkursionen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den Gewaltmärschen der Fremdenlegion aufwiesen, nur hatte man in der Fremdenlegion die Möglichkeit, sich solcher Fron durch Desertion oder unehrenhafte Entlassung zu entziehen, während man in einer Familie offenbar Dienst auf Lebenszeit schob.

Zu diesen Anlässen holten meine Eltern unsere Wanderstöcke vom Dachboden, denn in den Zeiten vor Nordic Walking genügte den Menschen zum Zwecke der Fortbewegung ein einziger Stock, um sich auf den Beinen zu halten. Außerdem war es unter Wan-

dersleuten üblich, an den Stationen ihres Weges kleine Wappen aus Metall zu kaufen, die an den Stöcken befestigt wurden. Nur so konnte der zünftige Naturbursche seine Wanderwegs-Credibility untermauern.

Ab und zu sah man, falls man Glück hatte, ein Eichhörnchen durchs Geäst flitzen. Anderes Getier schien sich indes vor uns zu verstecken. Die Eichhörnchen waren daher das Sensationellste, was der Harz damals zu bieten hatte, von der Bimmelbahn des Radau-Wasserfalls einmal abgesehen.

Einstein behauptete einmal, dass nur das Universum unendlich sei – und die menschliche Dummheit natürlich. Leider hatte Einstein an dieser Stelle die Harzer Wanderwege nicht berücksichtigt. Es war bereits ein Ereignis, wenn man am Wegesrand ein paar gefällte Baumstämme liegen sah, die mit obskuren Ziffern bemalt waren. Die restlichen Attraktionen bestanden aus Mückenschwärmen, vereinzelt Lichtungen, auf denen man Baumschulen vorfand, oder steilen Abhängen, die in ihrer Gefährlichkeit schon fast wieder interessant waren. Diese Szenerie wurde vom Gezirpe der Heuschrecken untermalt, die ich oft vergeblich zu fangen versuchte. Jeder Wanderer, der des Weges kam, war eine willkommene Abwechslung. Meist waren es altersfleckige Senioren, die man im Wald traf, oft mit einer Wanderkarte in der Hand und einem Fotoapparat um den schlaffen Hals baumelnd. Allerdings war ich damals in einem Alter, in dem fast *alle* Erwachsenen Senioren waren, deshalb sollte man diese Aussage nicht überbewerten.

Was sich mir im Harz ebenfalls einprägte, war die sengende Hitze, die dort im Sommer herrschte. Da war man fast froh, wenn es wieder ins Innere des Waldes ging, hinein in die grüne Monotonie. Besonders Nadelbäume sahen irgendwie alle gleich aus, fand ich. Kannte man eine Fichte, kannte man alle. So war das also, im Wald. Doch was erwartete ich? Bäume waren eben Bäume.

Vor allem konnte ich nie die Begeisterung verstehen, mit der es meine Eltern in den Wald zog. Sie fieberten jeder Wanderung

geradezu entgegen, kannten alle Wanderlieder, während ihr missratener Sohn dem Ganzen nichts abgewinnen konnte.

Zugegeben: Die Luft war sicher wesentlich sauberer als in der Stadt. Doch sauberere Luft hatte gerade für Kinder noch nie einen besonders hohen Unterhaltungswert.

Das Schönste an der Wanderei waren für mich die Gaststätten, die urplötzlich des Weges kamen und an denen es, wenn man genug quengelte, ein Eis gab. Das und die kleinen merkwürdigen Wappen aus Metall natürlich. Diese Wappen und Embleme bekam man, zusammen mit zwei winzigen Nägeln, in einer Papiertüte. Ich konnte selbst als Kind erkennen, dass sie schon lange vor meiner Zeitrechnung existierten. Bereits meine Großeltern verfügten über ähnlich ausgestattete Wanderstöcke. Die daumengroßen silbernen Hirschköpfe, deren Formen plastisch herausgearbeitet waren, wirkten auf mich besonders faszinierend. Oft nagelte sie mein Vater unter Zuhilfenahme eines Steins an Ort und Stelle an die Stöcke. Dann ging es weiter, zur nächsten Station. Schlimm war es, wenn meine Schwester oder ich plötzlich zur Toilette mussten, denn die waren in der Natur Mangelware.

»Das kannst du im Wald erledigen«, riet mir mein Vater und schickte mich ins Gebüsch, »aber achte auf die Wildschweine. Ich habe erst neulich gehört, dass ein kleiner Junge von ihnen gefressen wurde.«

Dass meine Erzeuger eine vorher festgelegte Route verfolgten, erschloss sich mir damals nicht. Mir kam es eher so vor, als liefen wir willkürlich durch den Wald. Ich wäre nicht verwundert gewesen, wenn wir uns die ganze Zeit im Kreis bewegt hätten. Doch selbst das war mir einfach egal. Ich sah keinen Sinn darin, im Wald herumzulaufen, oder wie es meine Eltern ausdrückten: zu »wandern«. Die Schönheit der Natur hat sich mir damals nicht erschlossen, und wenn ich ehrlich bin, tut sie das auch heute nicht. Meine Hauptsorge während solcher Ausflüge bestand darin, die letzte Folge von *Bonanza* zu verpassen. Die Erlebnisse der Familie Cartwright hatten für mich eine wesentlich höhere Priorität als die Wunder

der Natur. Zur Not konnte ich immerhin tags darauf alle wichtigen Eckdaten der verpassten Episode auf dem Schulhof erfragen.

Nur ein einziges Mal war ich vom Harz beeindruckt, nämlich als wir die Okertalsperre besichtigten. Die 260 Meter lange, 67 Meter hohe Staumauer hinterließ bei mir einen gewaltigen Eindruck. Freilich hat so ein Staudamm wenig mit Natur zu tun.

Viel schönere Erlebnisse hatte ich dagegen, wenn wir Hamburg besuchten. Der Hamburger Hafen war das Großartigste, was ich in meinem jungen Leben gesehen hatte. Die riesigen Schiffe, die Ladekräne, die Werften und Schlepper, all das wirkte beeindruckender als alle Bäume des Harzes zusammen – inklusive der Bimmelbahn des Radau-Wasserfalls. Selbst das Wachsfigurenkabinett auf der Reeperbahn, das so erbärmlich war, dass sich selbst Madame Tussauds Hund im Grabe umdrehen würde, konnte mich begeistern.

Ebenso der Tierpark Hagenbeck und der Elbtunnel, dessen gekachelte Röhren auf mich wirkten wie ein unendlich langer Zugang zu einer Herrentoilette. Am Hauptbahnhof konnte man sogar internationale Zeitungen und Zeitschriften kaufen. Hamburg war für mich ein Wunderland, während der Harz mir wie ein einziges großes Holzlager vorkam. Wieder daheim, erschien mir meine kleine Stadt noch kleiner als zuvor. Ich konnte nie begreifen, warum meine Eltern ausgerechnet hier lebten und nicht in einem Ort wie Hamburg, der so viel zu bieten hatte.

Den größten Eindruck jedoch machte das Meer selbst, oder der vage Gedanke daran, was sich auf der anderen Seite des Meeres befand: nämlich die ganze weite Welt. Ich wäre gern an Bord eines der Schiffe dort gegangen, um sofort die Anker zu lichten. Wohin wäre mir egal gewesen.

In Hamburg sah ich Männer mit Turban, Frauen in langen roten Abendkleidern und mit Champagnergläsern in der Hand, Seeleute in weißer Uniform. Was konnte dagegen der Harz bieten? Ein paar schiefe Fachwerkhäuser, eine Seilbahn, dazu viele Drehständer vol-

ler Ansichtskarten und natürlich Bäume – endlose Kilometer voller Bäume. Die legendären Harzer Wildschweine, die sich angeblich von kleinen Jungen ernährten, die im Wald ihre Notdurft verrichteten, habe ich indes nie zu Gesicht bekommen.

Ein einziges Erfolgserlebnis hatte ich im Harz: Eines Tages entdeckte ich an einem Harzer Andenkenladen ein bereits vergriffenes Comicheft (*Die Rächer*, Heft 15), das mir in meiner Sammlung gefehlt hatte. Also waren die ganzen Wanderungen nicht völlig umsonst gewesen.

Man könnte jetzt natürlich behaupten, dass mir all die Wanderungen im Harz die Natur so richtig vermiest haben. Doch das wäre meinen Eltern gegenüber unfair. Ganz so schlimm war es nicht. Es gab immer wieder Situationen in der Natur, die auch mich nicht kaltließen.

Erst vor ein paar Jahren fuhr ich mit meinem damaligen Agenten von Augsburg nach Karlsruhe. Dabei durchquerten wir ein bergiges Waldgebiet, das sich plötzlich über viele Kilometer vor uns erstreckte. Der Regen, der an diesem Morgen fiel, war am Verdampfen, und überall aus den Tälern um uns herum stiegen gewaltige Dunstwolken empor. Über uns erschien plötzlich, wie durch einen Nebel, aus dem Nichts eine enorme Gebirgskette. Unter uns klaffte ein schier endloser Abhang. Einige Momente lang schien die Welt dunkelgrün zu sein, und ich fühlte mich geradezu mikroskopisch klein. Es war einer jener seltenen Momente, in denen ich die Größe und Weite der Natur begriff. Momente, die ich sonst nur auf dem Meer erlebte, wenn hoher Seegang herrschte und die ganze Welt ringsum aus tosendem Wasser bestand. Oder als ich zum ersten Mal durch die Häuserschluchten Manhattans ging. Es war das Gefühl, einer immensen Gigantomanie ausgeliefert zu sein, der man nichts entgegenzusetzen hatte.

Früher fürchtete man die Urgewalt der Natur. Nicht wenige Menschen verloren im Wald ihr Leben. Gerade die Angst vorm Wald war der Nährboden für etliche Sagen und Märchen. Diese Angst

war ein Grund, der viele Menschen in die Stadt trieb, die Sicherheit versprach. Inzwischen ist von diesem Wald, dem Urwald, der in den grimmschen Märchen eine zentrale Rolle spielte, nichts mehr geblieben. Auch im Harz finden sich lediglich einige »urwaldähnliche, naturnahe Relikte minimaler Größe«.

Heute zieht es uns zurück zur Natur, weil es die Stadt ist, die uns Angst macht. Es ist jedoch eine domestizierte Natur; sicher zwar, doch gerade dadurch ohne Herausforderungen. Das Recht des Stärkeren, der Überlebenskampf, einst das Hauptcharakteristikum der Natur, wird heute in der Großstadt, nicht auf dem Land vollzogen. Die Natur ist aus den Fugen geraten.

Jahrzehnte später war ich mit einer extrem naturverbundenen Freundin erneut im Harz. Aus Neugier. Es hatte geschneit, und die Wege waren so glatt, dass ich mich kaum auf den Beinen halten konnte. Das wiederum hatte einen gewissen Unterhaltungswert – besonders als ich ausrutschte und in hohem Bogen auf dem Allerwertesten landete. War das die späte Rache des Harzes? Am Parkplatz sah ich eine Gruppe Wanderer, die durch die Glätte nicht mehr den Abhang hochkamen und schließlich an einem Abschleppseil hinaufkletterten. Vielleicht war die Natur noch nicht ganz domestiziert. Doch was hatte mir die Natur an diesem Tag gebracht? Viel frische Luft und einen großen blauen Fleck am Hintern. Vielen Dank!

Meine Eltern jedenfalls waren weiterhin vom Wandern begeistert. Auch später, als ich längst erwachsen war, zog es sie wieder und wieder in den Harz, natürlich immer mit ihren Wanderstöcken im Gepäck, die zuletzt von oben bis unten mit kleinen Wappen bedeckt waren. (kw)

STADTNOTIZEN LÄNDNOTIZEN



JANUAR 2007

Es pfeift und zischt aus allen Ritzen. Böen mit einer Windgeschwindigkeit von bis 225 km/h fegen ums Haus. Die Rollläden führen sich auf wie ein Poltergeist, klappern und scheppern bedrohlich. Das Bild des Fernseherers, das wir über eine Schüssel auf dem Dach empfangen, ist stehen geblieben. Draußen wütet der Orkan Kyrill. Schon seit Stunden. Es herrscht eine Weltuntergangsstimmung. Oder auch nicht: Meine Frau, meine Tochter und ich sitzen mutig wie die drei kleinen Schweinchen am Wohnzimmertisch und trotzen dem stürmischen Wolf. Wir haben Kerzen angezündet, um einem Stromausfall vorzubeugen, und weil es den Sturm irgendwie erträglicher macht. Nur ein einziges Mal traue ich mich an diesem Abend noch aus dem Haus. Ich stehe auf der Terrasse und versuche, im Dunkel vor mir die Konturen des angrenzenden Waldgebiets auszumachen. Man kann kaum etwas erkennen, dafür umso mehr hören. Es ist ein unheimliches Dröhnen, so laut wie 20 Jumbos im Landeanflug.

Klimaforscher sagen, es wird in Zukunft häufiger solche Stürme geben und sie sollen noch heftiger werden. In Gedanken überprüfe ich, ob wir unser Häuschen an der richtigen Stelle erbaut haben. Hier auf dem Lande. Größere Gewässer sind zum Glück nicht in

der Nähe, eine Flut oder einen Tsunami haben wir weniger zu befürchten. Waldbrände, Tornados und umfallende Bäume schon eher. Und wie ist es in der Stadt? Lebt man dort vielleicht sicherer? Ich komme zu keinem Schluss, außer dass man sich in Zukunft sogar aus meteorologischer Sicht gut überlegen sollte, wohin man zieht. *(hr)*



JANUAR 2015

Anti-Pegida-Demo in der Innenstadt. Etwa 400 rechte Krakeeler stehen einer gewaltigen Übermacht von 10.000 friedlichen Demonstranten gegenüber. Alt und Jung, Ausländer und Einheimische, sie alle stehen zusammen. Überall blickt man in lächelnde Gesichter. Trotz der Eiseskälte, die heute herrscht, sind alle froh, dabei zu sein und den teilweise vermummten Gestalten, die nur 20 Meter entfernt stehen, die Stirn geboten zu haben. Auf einem der Schilder liest man: »Beleidigte Leberwurst gegen die Salamisierung des Abendbrot«.

Herrlich! Es gibt Tage, an denen unsere Demokratie auf dem Prüfstand steht und an denen wir unseren müden Hintern vom Fernsehsessel erheben müssen. Während ich meine klammen Finger am Kaffeebecher wärme, ergreift mich ein Gefühl von Zuversicht, in einer Stadt zu leben, die so massiv gegen Fremdenhass und Intoleranz Stellung bezieht. *(kw)*



JANUAR 1969

Warum fahren wir ständig zu meiner Oma? Nicht nur, dass sie auf dem Dorf wohnt, sie wohnt sogar am Rande des Dorfes. Am schlimmsten ist es dort, wenn die Felder gedüngt werden. Im Winter dagegen ist es nur trostlos. Dörfer stinken. Sogar das Haus meiner Oma scheint merkwürdig zu riechen – nach Kernseife, Opas Zigarren und Linoleum. Bei jeder Bewegung knarren die Dielen. Das ganze Gebäude scheint zu ächzen und zu stöhnen, wie ein alter Mann. Es gibt zwar ab und zu kleine Katzen, aber die werden irgendwann von den Hunden der Bauern tot gebissen. Im Herbst hatten meine Großeltern noch einen niedlichen Hasen, den ich Oscar taufte. Doch der wurde über die Festtage geschlachtet. Tiere sind kein Spielzeug, bemerkte meine Oma nur trocken angesichts meiner Tränen. Als ich mit meinen Eltern abends auf dem verlassenen Bahnsteig stehe und auf den Zug warte, halte ich Oscars pelzige Pfote umschlossen. Sie soll angeblich Glück bringen, erklärt meine Mutter. Ich bin froh, bald wieder in der Stadt zu sein, denn meine Oma hat nicht mal ein richtiges Klo, sondern ein Plumpsklo, das sich im Innenhof befindet und wo es im Winter schweinekalt ist. Opa erzählte neulich, dass ein kleiner Junge dort einmal durchs Loch gefallen ist und in der Sickergrube ertrank. Daraufhin schimpfte meine Oma mit ihm und meinte, ich solle ihm nicht alles glauben. Doch kann man ihr vertrauen? Immerhin hat sie Oscar auf dem Gewissen. (*kw*)



JANUAR 2015

Am Zeitschriftenstand. Früher wurden Fetischmagazine nur unterm Ladentisch verkauft. Heute jedoch gibt es Hefte, die ihren Fetisch in aller Öffentlichkeit zelebrieren. Auch in diesen Blättern stehen Männer in Lederhosen im Mittelpunkt. Nur tragen sie hier einen Gamsbart und haben eine Heugabel in der Hand. Eines solcher Hefte berichtet zum Beispiel über »Familienglück im Märchenwald«, »Alles rund ums Brotbacken«, »Putzige Meer-schweinchen« und bietet dazu einen »Brauchtumskalender«. Wer liest solchen kunstgewerblichen Naturkitsch, frage ich mich. Menschen, die kleine Mützchen für Eierbecher häkeln und ständig bei facebook ihr Essen oder die Sonnenuntergänge im Garten posten, natürlich. Magazine, die das Leben in der Stadt verherrlichen, sind da zum Glück aus anderem Holz geschnitzt. Man denke nur an das legendäre Kulturmagazin *The New Yorker*. Gut, auf der anderen Seite gibt es die *St. Pauli Nachrichten*, doch selbst hier findet sich Schlimmeres. (kw)